IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Die Ankunft der Fremden und die Angst, die Heimat zu verlieren.
Das vereinte und – entlang einer anderen Trennungslinie – wieder geteilte Deutschland.

Dietrich Krusche

Zweimal Heimat

Wenn wir von Heimat sprechen, blicken wir zurück. Aber anders als bei einem Weg, der hinter uns liegt, können wir nicht umkehren und zurückgehen. Der Weg, den wir von der Heimat bis hierher gegangen sind, ist ein Weg in der Lebenszeit, der kein Zurück kennt, die Ankunft in der Gegenwart ist unwiderruflich. Wenn wir uns daher in ‚die Heimat' zurückversetzen, trifft sich zweierlei: das, woran ich mich erinnere, und all das, was jetzt zu mir gehört. Auch die Erinnerung an unsere Herkunft fällt verschieden aus, je nachdem, wovon sie ausgelöst wird und woran sie sich gerade festmacht. Stehen andere im Vordergrund der Bühne, Mitbewohner der Heimat, die Eltern, Geschwister, Spielkameraden, Vorbilder und Sehnsuchtsgestalten, ist sie mehr an *damals dort* gebunden, das Erinnerte behält mehr von seiner Distanz und Eigenständigkeit; Erinnerungen dagegen, die in Gefühlen/Gedanken schwelgen, die schon damals mir selbst und meiner Zukunft galten, haben mehr von der Gegenwart *jetzt hier* in sich aufgenommen – und über die Bestände der Gegenwart mischen sich die Entwürfe ein, wie ich *sein will*. Lässt man sich auf diesen Unterschied ein, trennen sich zwei Merkmale von ‚Heimat': die Heimat, die hinter mir liegt, und die Heimat, auf die ich zugehe. Beide Blickeinstellungen können sich verselbständigen, so sehr, dass sie wichtiger werden als die Gegenwart, die ich mit Zeitgenossen teile.

Dass Heimat, wenn man allzu sehr darauf baut, gefährlich sein kann, drückt sich schon darin aus, wie wir sie ansprechen: Wir *haben* sie nicht so, dass wir uns in ihrem Schutz und Schatten zur Ruhe setzen können, sondern wir haben Heimweh nach ihr. Woher die Schmerzlichkeit? Heimat erinnert uns immer auch an das, was wir verloren haben, und das, was uns versagt geblieben ist: Geborgenheiten, die nicht mehr aufrufbar sind, Hoffnungen, die sich nicht erfüllt haben. Selbstgewissheit stellt sich nur ein, wenn beides zusammenfindet: die *Herkunftsheimat* im Rücken, die *Zielheimat* vor mir, die nichts anderes ist als die Bereitschaft und Entschlossenheit, weiter unterwegs und auf der Suche zu sein nach *mir selbst*. Geht die eine verloren, erlischt die andere auch.

Heimat und Geschichte

Im Verlauf der Menschheitsgeschichte haben sich in den verschiedenen Kulturen verschiedene Begriffe von Heimat/Fremde ausgebildet. Im sogenannten Abendland, das sich von einem Morgenland getrennt hat, beginnt das Nachdenken der Menschen über *sich selbst* in Griechenland, das viele Küsten hat, von denen man aufbrechen kann. Offenbar haben die Griechen ein Herkunftsgefühl entwickelt, das durch ihr Sprach- und Denkvermögen (*logos*) bestimmt war. Das nahmen sie, ein Seefahrervolk, immer mit sich. Es fiel ihnen leicht, überall ‚heimisch' zu werden. Im ganzen Mittelmeerraum bildeten sie „Pflanzstädte", auf Sizilien, in Südfrankreich, an der kleinasiatischen Küste und sogar am Schwarzen Meer. Die Einheimischen, auf die sie dort trafen, empfanden sie als ungebildet, rückständig, wenig differenziert. Diesen Befund machten sie vor allem an deren Sprache fest, die sie als ‚unartikuliert' empfanden. Ihr Ausdruck für die *Barbaren* war eine Lautmalerei. Ihr Sprechen hörte sich für die Griechen so an wie ein „Gebrabbel". Ihre eigenen Fähigkeiten blühten in der Fremde erst richtig auf, sie konnten sich dort als besonders erfolgreich erweisen. Offenbar lernten sie die

fremde Sprache leicht, jedenfalls ohne große Widerstände, so dass dem Handel und Wandel mit den Ansässigen und dann auch dem Zusammenleben nichts im Wege stand.

Das weniger kulturell, stärker praktisch bestimmte Heimatgefühl der Römer ist sprichwörtlich geworden: *Ubi bene, ibi patria* (Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland). Auch die Römer kamen ‚weit herum', aber die Rolle als Händler genügte ihnen nicht, sie machten aus der Handelskonkurrenz eine Machtfrage. In den Jahrhunderten um die Zeitenwende unterwarfen sie sich den Mittelmeerraum und darüber hinaus Vorderasien, Nordafrika, Spanien, das zentrale und nördliche Frankreich, England, das südliche und westliche Deutschland und den Balkan. Die Ideologie, unter der sie ihre eigene Heimat in die Welt hinaustrugen, war die der Friedensbringer, ihre kosmopolitische Mission bestand darin, die *pax Romana*, die von Rom aus wirkende „Friedensordnung“, zu verbreiten, die sie als Rechtsstaatlichkeit begriffen. Etwas von diesem römischen Eroberungsauftrag, der gewöhnlich mit einem *regime-change* verbunden war, ist in den christlichen Missionsbefehl eingegangen, der für die Missionierten einen Glaubenswechsel vorsah: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Matthäus 18, 16-20; Apostelgeschichte 1, 4-8).

Aber die konsequente Entkopplung der eigenen ‚Bestimmung' von der ‚Herkunft', die Bindung der Identität an eine Ideologie bzw. einen Glauben, ist die Ausnahme. In der Regel ist ‚Heimat' an einen Ort gebunden, den Geburtsort, der in verschiedenen Dimensionen ausgelegt sein kann. Den englischen Begriffen *home, native place, native country* entsprechen im Französischen *pays natal* und *patrie*. Weder im Französischen noch im Englischen gibt es ein Wort, das unserem ‚Heimat' entspricht. Dieser Begriff ist auf das deutsche Sprachgebiet beschränkt und hat nur da eine eigene, ja eigensinnige Wirkungsgeschichte entfaltet. Was ‚Heimatsuche' angeht, gibt es so etwas wie einen deutschen Sonderweg.

Zusammengesetzt aus dem Grundwort ‚Heim' und dem Suffix – *oti, das z. B. auch in *Armut* vorkommt, bindet das Wort seinen sehr weit gespannten Bedeutungshorizont an einen sehr eng gefassten Begriffskern: ‚Heim' bedeutet zuallererst ‚Haus', dann ‚Wohnort', entsprechend dem englischen *home* oder dem schwedischen *hem* (z. B. wander*hem*: Jugendherberge). Auffallend ist, dass das Wort zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert literarisch nicht belegt ist, aber danach wieder auftaucht und in den Epochen des Sturm und Drang, der Klassik und – besonders bedeutungsvoll – in der Romantik präsent ist (Duden: Das *Herkunftswörterbuch*, 1963, 257). Seitdem gehört zu unserem Heimatbild eine starke *nationale* Komponente, wie sie im Französischen *la patrie* komprimiert ist, aber auch das Lokalkolorit des Herkunftsortes, ob Stadt oder Dorf (die idg. Wurzel von Heimat ist *kei und bedeutet so viel wie „Ort, wo man sich niederlässt, Lager“). Dazu gehört die „Linde vor dem Tore“, der Gemeindebrunnen und der Dorfanger, wo die Sehnsucht nach leibhaftig gelebter Nähe und einem geschlossenen Weltbild ausgelebt wurde – nicht ohne Tanz und die Lieder, in denen die Heimat sich selbst in Sprache bringt. Die erste deutsche *Volkslied*sammlung stammt von Johann Gottfried Herder (1778) und hat auch Goethes Lyrik beeinflusst. Mit ihren ‚schlichten', ‚tiefen', wahren' Gefühlen haben sie die ‚hohe' Literatur von Klassik und Romantik beeinflusst – wie es die französische Aristokratin Madame de Stael in ihrem Reisebuch *Sur l'Allemagne* (1810/13) teils verwundert, teils bewundernd festgehalten hat. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts, zumal mit dem Programm der politischen Bewegung „Junges Deutschland“, ist eine starke *nationale* Komponente darin eingegangen. Die Intensität der deutschen Heimatgefühle und ihre forcierte Idealisierung haben damit zu tun, dass die Vereinigung der deutschen Teilstaaten, als sie 1971 endlich zustande kam, längst überfällig war. Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der deutschen Heimatlieder. Das „Deutschlandlied“ Hoffmann von Fallerslebens ist 1841 entstanden. Die Tatsache, dass wir Deutschen,

verglichen mit unseren europäischen Nachbarländern, eine ‚verspätete Nation' sind und dass unsere Nationalität ‚romantisch' besetzt ist, gehört zu unserer nationalen Identität.

Jede Nationalkultur schärft ihre Eigenart im Kontrast zu dem, was ihr *fremd* ist. Manche Nationen sind ihrem Selbstverständnis nach störanfällig, sie ‚fremdeln' und suchen, sich abzugrenzen. Je mehr eine Nation mit ihrer Geschichte zufrieden ist, je größer der Nationalstolz, desto selbstgewisser ist sie, und je problematischer die Geschichte, desto schärfer, enger ist die Grenze ringsum zu ziehen. Daraus ergibt sich dann auch die Bereitschaft und Fähigkeit der einzelnen Gesellschaften, Fremdes zu integrieren.

Bei dem bisher Gesagten bin ich davon ausgegangen, dass die Individuen innerhalb einer Nationalkultur, die sich auf gleiche/ähnliche Bestände der Herkunftsheimat beziehen, auch mehr oder weniger einheitlich auf die Ankunft von Fremden reagieren. Dem widerspricht, was wir seit dem Herbst 2015 in Deutschland erleben: Die Reaktion ‚der Deutschen' auf die Ankunft einer Migrationswelle von ‚Fremden' (Nichtdeutschen, Nichteuropäern, Nichtchristen) ist geteilt. Die Verschiedenheit bezieht sich auf alle Regionen des Landes, aber sie schärft sich in bemerkenswerter Deutlichkeit entlang einer Grenze, die unsere nationale Geschichte durch das Land gezogen hat: die Grenze, die seit 1945 den Machtbereich der Sowjetunion einerseits, den der westlichen Siegermächte, Amerika, England, Frankreich, andererseits trennte. Auch in den ‚alten' Bundesländern ist heute Fremdenfeindlichkeit zu beobachten, aber in den ‚neuen' wird sie häufiger und heftiger ausgelebt – in einem statistisch relevanten Maße.

Was zu Tage tritt, ist ein verschiedenes Selbstverständnis der Deutschen heute, und dieser Befund hat sich offenbar in den Jahren der Teilung 1945–1989 angebahnt. Er ergibt sich aus einer verschiedenen Verarbeitung von ‚Herkunft', einer verschiedenen Inanspruchnahme von ‚Heimat'. Dabei spielt, wie sich im Rückblick zeigt, die Epoche unmittelbar davor, das Dritte Reich, immer noch eine Schlüsselrolle. Während der Jahre zwischen 1933 und 1945 sind in Deutschland und durch Deutsche Verbrechen begangen worden, die wir uns nie zugetraut hätten: Hitlers Angriffskriege, die Auslebung von Rassenwahn und die systematische Vernichtung einer bestimmten Rasse, der Holocaust, der inzwischen einen Ortsnamen hat, Auschwitz. Das machte in den Jahren nach 1945 Fragen an uns selbst unabweislich: Wie ist das alles möglich geworden? Hat es etwas mit unserer nationalen Eigenart, mit unserer ‚Seelengeschichte' zu tun? Sind wir Deutschen alle Träger eines Hitler-Gens? Diese Fragen wurden immer dann besonders aktuell, wenn wir Vertretern anderer Nationalitäten gegenübertraten und uns fragen mussten: Wie sehen sie uns? Die Begegnung mit Nichtdeutschen gab Anlass, uns zu hinterfragen. Antworten auf diese Fragen ergaben sich in der Regel nicht, auch die Frage selbst behielt etwas Unwirkliches, denn wer weiß schon, wie Eigenschaften eines Nationalcharakters entstehen und ob sie sich vererben. Konkreter wurden die Fragen nur dann, wenn etwas wie ‚nachträgliche Mitverantwortung' und ‚nachträgliche Mitschuld' ins Gespräch kamen.

All das führte nirgendwohin – jedenfalls zu keinem objektivierbaren Ergebnis. Und doch brachten diese Fragen für alle, die sie sich stellten, und alle Gespräche, die von Deutschen untereinander und zwischen Deutschen und Nichtdeutschen darüber geführt wurden, einen Gewinn: Das Verhältnis jedes Einzelnen zu Herkunft, Heimat, nationaler Identität kam in Bewegung, lockerte sich, konfigurierte sich neu und immer weiter. Die Folge der Durcharbeitung war immer dieselbe: Die Bedeutung der Herkunft baute sich ab zugunsten von ganz anderen Fragen: Worin sind wir Menschen gleich? Wie können wir uns über gemeinsame Projekte (das Zusammenwachsen Europas), Risiken (Grenzen des Wachstums, Klimawandel) verständigen? Auf welche uns allen gemeinsame (globale) Zukunft müssen wir uns einstellen?

Seit der Ankunft der syrischen Kriegsflüchtlinge nehmen Deutsche in allen Teilen Deutschlands den Ankömmlingen gegenüber verschiedene Haltungen ein: von unmittelbarer Zuwendung und Hilfeleistung über eine zwischen verkappter Neugier und verhohlener Skepsis schwankende Indifferenz bis zu Ablehnung, offener Feinseligkeit und aggressiver Gewalt. Offenbar ergeben diese Unterschiede sich aus verschiedenen Einstellungen zu der eigenen Herkunft einerseits, dem Verhältnis Deutschlands zu seiner Mitwelt, seiner Einbettung in die gemeinsame Menschheitsgeschichte andererseits. Beide Aspekte von Heimat werden durch die Ankunft der Fremden seit September 2015 aktiviert.

Der Unterschied in dieser Frage zwischen den alten und neuen Bundesländern ist zu signifikant, um unbeachtet zu bleiben. Die Grenze, die uns 44 Jahre lang getrennt hat, gerät noch einmal in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Dass die Teilung Deutschlands, eine unmittelbare Folge des Dritten Reiches, heute, 27 Jahre nach der Wiedervereinigung, noch einmal aktuell und für das Selbstverständnis aller Deutschen relevant werden könnte, war nicht zu erwarten. Mit gutem Grund konnte man 1989 annehmen, dass, wie Willy Brandt es ausdrückte, „das zusammenwächst, was zusammengehört“. Jetzt nötigt uns eine Wendung der Weltgeschichte, der Frage nach unserem nationalen Selbstverständnis und unserer Mitmenschlichkeit noch einmal Raum zu geben.

Deutschland – die Teilung und ihre Folgen

Im Jahre 1986 erhielt ich eine Einladung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und des Goethe-Instituts, eine Reihe von Veranstaltungen (Seminaren, Kolloquien) in Japan abzuhalten. Ich hatte in den 60er Jahren ein Lektorat für Deutsch an der Universität in Okayama innegehabt, und meine Verbindung zu Japan war seitdem nicht abgerissen. Ich hatte an der Universität München eine Professur für „Interkulturelle Hermeneutik“, d. h. ich war von Berufs wegen mit kulturellen Differenzen und den Möglichkeiten, sie kontrastiv zu bearbeiten, befasst. Ehe ich die Reise antrat, hatte ich meine künftigen Gesprächspartner aufgefordert, mir zu den Sachbereichen ‚Literaturvermittlung’ und ‚Landeskunde’ Themen zu nennen, die ihnen besonders lohnend erschienen, und hatte, um die Wahl zu erleichtern, auch meinerseits einige Themen vorgeschlagen, die in Deutschland gerade aktuell waren – darunter die Rede, die der Bundespräsident Richard von Weizsäcker im Mai 1986 zum 40. Jahrestag der Kapitulation am 8. Mai 1945 gehalten hatte und die in Deutschland kontrovers aufgenommen worden war – die politische Rechte in Deutschland hatte heftig protestiert. Womit ich nicht gerechnet hatte: Rund 80% aller meiner Gesprächspartner in Japan entschieden sich für Weizsäckers Rede als Gesprächsgegenstand.

In Umrissen war mir klar, dass es bei diesem Thema um einen Kontrast zwischen Japan und Deutschland gehen würde. Während Richard von Weizsäcker sich vor der Welt für die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs und für den Holocaust entschuldigt hatte, waren in Japan die Kriegsverbrechen der japanischen Politiker und Generäle des Weltkriegs immer noch tabu. Entschuldigungen für das, was in China, zumal in der Mandschurei, geschehen war, waren nicht vorstellbar, und es gehörte immer noch zu den nationalen Selbstverständlichkeiten, dass der jeweilige Premierminister zu Neujahr zu dem Shinto-Schrein pilgerte, der den „Kriegshelden“ geweiht war – einschließlich, ja vornehmlich den in den Kriegsverbrecherprozessen 1945/46 zum Tode Verurteilten und Hingerichteten. Die Frage, mit der ich gerechnet hatte: „Wie kommt es, dass eine solche Entschuldigung in Deutschland im Jahre 1986 möglich ist?“, und auch mit der Folge-Frage: „... warum nicht auch in Japan?“ Was mich überforderte, war etwas anderes: die Schärfung beider Fragen, die sich aus der *kontrastiven Gegenüberstellung* der beiden Nationalkulturen ergab. Was die japanische Seite anging, konnte ich mich als unzuständig erklären, aber auch im Blick auf das, was in Deutschland seit 1945 geschehen

war, fühlte ich mich nicht hinreichend informiert. Nicht nur das. Während der fast vierwöchigen Reise mit fast täglichen Gesprächsrunden wurde mir klar, dass es auch in dem – damals noch geteilten – Deutschland zu keiner Klärung des nationalen Selbstverständnisses gekommen war. Für meine japanischen Gesprächspartner wie für mich war offensichtlich und mit Händen zu greifen, dass die Bundesrepublik sich in der Einstellung zu ihrer nationalen Tradition verändert hatte, aber diese Veränderung selbst war noch undurchschaut und nach wie vor erklärungsbedürftig.

Damit begann ein Lernprozess für mich selbst. Noch während der Japanreise, von einer Gesprächsrunde über den Weizsäcker-Text zur nächsten, versuchte ich meinen Dialogpartnern plausiblere Erklärungen für das, was sich da vollzog, zu liefern. Zuerst bediente ich mich solcher Daten, die sich aus meinem engeren Berufsfeld ergaben: der Literatur der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Dabei kam mir die Zusammensetzung der Studierenden an unserem Münchner Institut für *Deutsch als Fremdsprache* zugute. Ein Faktum ließ sich anführen, das für alle Beteiligten überraschend gewesen war: Ein Vorlesungsthema hatte einen so weiten Widerhall gefunden, dass ich die betreffende Vorlesung im Abstand nur weniger Jahre wiederholt hatte. Beide Vorlesungsserien hatten so viele Hörer angezogen wie kein anderes Thema. Hörer nicht nur aus der Studentenschaft, sondern auch aus dem *Studium generale*, Hörer aller Altersstufen und Hörer aus all den (ca. 45) verschiedenen Nationen, die an unserem Institut vertreten waren. Das Thema: „Eltern im Faschismus“. Je ein Roman wurde in jeder der 15 Vorlesungen des Semesters besprochen, Romane, die so verschieden ausgefallen sind wie Ruth Rehmanns *Der Mann auf der Kanzel* (1979) und Christoph Meckels *Suchbild. Über meinen Vater* (1980 – vgl. D. K.: Das Ich-Programm, 213ff). In jedem von ihnen wurde die Qual verarbeitet, dass über „meine Eltern“ auch „ich selbst“ in die Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt war. Jeder Roman war eine Herausforderung an das Publikum, das Dritte Reich nicht als eine vergangene Epoche zu begreifen, sondern seine Folgen für *mich selbst* herauszufinden. Die Kontinuität der Generationenfolge lieferte die Evidenz, ja die Unabweisbarkeit dafür, dass es um meine eigene Herkunft ging. Jeder einzelne Leser war genötigt, sein Verhältnis zur eigenen Nationalität, seiner Einbettung in die Gesellschaft, sein Bild von ‚Heimat' auf den Prüfstand zu stellen. Eine Lockerung bisher selbstverständlicher Bezüge, eine Preisgabe nationaler Identifikationen waren nahegelegt.

Nun ist es schwer vorstellbar, dass eine Reihe von fiktionalen Texten gleichen Themas, seien es 15, 30 oder 50, etwas so Umfassendes und Grundlegendes wie das Verhältnis zur Tradition erschüttern könnten. Schon die ersten im Hörsaal geäusserten Reaktionen liessen ahnen, dass die Verarbeitung der Texte verschieden weit ging und in verschiedenen Richtungen verlief. Aber die von diesen Texten aufgerufenen Gefühle und Reflexionen wirkten offenbar über die Lektüre hinaus noch in einem anderen Medium und damit in einer anderen Dimension: indem die Leser *untereinander* darüber ins Gespräch kamen. Im Rahmen meiner Lehrveranstaltung, die als ‚Dialogvorlesung' durchgeführt wurde, bekam ich eine Ahnung davon, wie Lektüren und das Lesergespräch ineinandergreifen. Nicht nur die deutschen und die nichtdeutschen Teilnehmer bezogen sich aufeinander, auch die verschiedenen Generationen der deutschen Teilnehmer. Das Sprechen über Fiktion und die eigene Reaktion darauf war der Einstieg in einen gesellschaftlichen Prozess. Was sich in das Sprechen über Literatur wie von selbst einmischte, waren die in jenen Jahren aufkommenden Theorien der Sozialpsychologie und der Psychoanalyse, die den individuellen Suchbewegungen Orientierung boten. Die Schriften von Analytikern wie Alexander und Margarete Mitscherlich (z. B. *Die Unfähigkeit zu trauern*, 1967) und Eberhard Richter wurden von einem wachsenden Publikum zur Kenntnis genommen, skeptisch, kritisch, neugierig, jedenfalls nicht folgenlos. Die These, dass politische Verhältnisse die Seele des Einzelnen erreiche, war umstritten, aber es gab sie, und auch ihre Widerlegung musste in Worte gebracht werden. Der Auschwitz-

Prozess (1963 – 1965) in Frankfurt, der die Verstrickung der deutschen Justiz in die Untaten des NS-Staates und deren Vertuschung noch lange nach dessen Untergang belegen konnte, wirkte auf zweifache Weise, durch die Fakten, die er zutage förderte, und seine Resonanz in der Öffentlichkeit – z. B. in seiner Dramatisierung *Die Ermittlung* (1965) von Peter Weiß. Der ‚Fall Globke’, des Mannes, der einen Kommentar zu den Nürnberger Rassengesetzen geschrieben hatte und trotzdem unter Adenauer zum Chef des Kanzleramtes (1953 – 1963) aufsteigen konnte, war schon in den 50er Jahren zum Politikum geworden, aber erst in den Jahrzehnten danach wurde er zum Lehrstück der Soziologie und Psychoanalyse.

Im Verlauf dieser Veränderung des nationalen Bewusstseins, das sich im Wechselspiel zwischen dem Selbstverständnis des Einzelnen und dem veröffentlichten Bewusstsein vollzog, wurde möglich, was noch Jahre davor undenkbar gewesen war: Der Emigrant und „Vaterlandsverräter“ Willy Brandt wurde Außenminister der Bundesrepublik und (1969 – 1974) ihr Kanzler. Seine auf Versöhnung mit Osteuropa angelegte Politik, symbolisch überhöht durch seinen Kniefall in Warschau, gaben der Veränderung, der Lockerung und Neubildung dessen, was Deutschland war, Kontur. Der Prozess, in dem Deutschland in die Weltgemeinschaft zurückkehrte, verlief auch in der BRD langsam. Zu der Zeit, als Willy Brandt es wagte, im Namen aller Deutschen zu knien, waren – laut einer damaligen SPIEGEL-Umfrage – gerade einmal 47% von ihnen damit einverstanden, etwa gleich viel fanden das damals noch „übertrieben“.

All diese Veränderungen, die Richard von Weizsäckers programmatische Rede von 1986 erst möglich gemacht hatte, vollzogen sich überwiegend in der einen Hälfte Deutschlands. Der Beginn der neuen Traditionslinie, die auf eine Entspannung im Verhältnis zu den anderen Nationen hinauslief und die Preisgabe der elitären Überhöhung deutscher Besonderheit einschloss, bedeutete zugleich, dass seitdem zwei verschiedene Selbstverständnisse sich bildeten. Dass deren Unterschiede, zumal was die Begriffe ‚Volk’ und ‚Heimat’ angeht, noch einmal in einem wiedervereinigten Deutschland zum Problem werden könnten, war nicht abzusehen.

Eine andere Teilung

Die DDR, die von deutschen Kommunisten unter der Schirmherrschaft der Sowjetunion begründet wurde, hat sich nie als Rechtsnachfolger des Hitler-Reiches verstanden. Dass die Regierenden dort sich mit dem zwischen 1933 und 1945 Geschehenen nicht in Verbindung brachten – das ‚richtige’ Bewusstsein hatte das Exil in Moskau überdauert – verschaffte auch den Regierten Absolution. Da die geschichtliche Kontinuität unterbrochen war, erübrigten sich Schuld- und Schamgefühle der Späteren. Auch in der DDR wurden Kriegsverbrecher verfolgt und verurteilt, aber dass es sie gab, war in dem Staat, der von sich sagte, er sei aus nichts als „Ruinen“ auferstandenen, nicht systemrelevant. In der Tat hatte die DDR-Führung ein starkes Argument dafür, selbst in der Tradition derer zu stehen, die schon immer auf der ‚richtigen’ Seite gestanden hatten: Deutsche Kommunisten waren es, die sich Hitler besonders entschlossen entgegengestellt hatten. Ulbricht und Honecker konnten sagen, die Geschichte habe ihnen Recht gegeben. Damit erübrigte sich die Qual der Frage, die im Westen unabweisbar war: wie Hitler und seine Verbrechen *bei und durch uns* möglich geworden waren. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, die Debatte wiederaufzunehmen, warum die marxistisch-leninistische Theorie in der Herausarbeitung des „Klassenbewusstseins“ die Anthropologie vernachlässigt hatte, so dass ‚Selbstreflexion’ ein Fremdwort für sie blieb. Was regelmäßig eingefordert wurde, individuell und kollektiv, war ‚Selbstkritik’, aber die Instanz, die allein das einfordern konnte, war ‚die Partei’, die durch all ihre Irrtümer hindurch Recht zu haben behauptete.

Das ‚richtige Bewusstsein’, das im Exil und im Untergrund das Dritte Reich überlebt hatte, wurde durch den

Zusammenschluss aller Parteien, die es bei der Gründung der DDR gab, zur SED allgemein und staatstragend. Deren Ideologie wollte es so, dass die gesellschaftlichen Kräfte, die Hitler groß und das Dritte Reich erst möglich gemacht hatten, das „faschistisch maskierte Kapital“, in der BRD überlebt hatten – so pauschal, wie sie aus den Seelen der DDR-Bürger gelöscht waren. Eine quasi-religiöse Läuterung hatte stattgefunden, und die kollektive Erlösung durch die Partei ersparte es dem Einzelnen, sich mit der unmittelbaren Vergangenheit, Hitler, auseinandersetzen zu müssen. So sollte es ein für alle Mal bleiben. Fragen des Einzelnen an sich selbst und seine Mitbürger, auf die ‚die Partei' keine Antworten parat hatte, waren unerwünscht. Wer dergleichen zu *besprechen* versuchte, verstieß gegen die gesellschaftliche Moral, Dialogverbot und Denkverbot gingen an dieser Stelle ineinander über.

Die auf uns gekommenen „Stasi-Unterlagen“, der Behörde anvertraut, die von unserem gegenwärtigen Bundespräsidenten ihren ersten Namen erhalten hat: „Gauck-Behörde“, ist eine in der Menschheitsgeschichte einzigartige Materialsammlung von *verbotenem Gespräch*. Ob die Tätigkeit der „Stasi“ die Dauer des DDR-Regimes verlängert oder verkürzt hat, kann hier offenbleiben. Die Materialsammlung insgesamt belegt, mit welcher Energie und Akribie – bis hin zur Lächerlichkeit – die Partei den Einzelnen daran zu hindern versucht hat, sich in sein eigenes Verhältnis zu Herkunft, Heimat, Welt zu bringen. Vergleiche mit der Außenwelt wurden nicht nahegelegt, soweit möglich, abgewiesen, Reisen erschwert bis verboten. Wer ins Ausland reist, kann alles Mögliche erleben, dabei kann man leicht ‚auf andere Gedanken kommen'. Solange das Reisen auf den Ostblock beschränkt blieb, war das Risiko überschaubar. Die Reisenden trafen auf „Brüder und Schwestern“ in einem – von Moskau aus – vereinheitlichten Staatssozialismus, erst in zweiter Linie auf Vertreter anderer Nationalkulturen. Was den Bürgern der DDR versagt blieb, war, sich als *Deutsche in der Welt* zu erleben: die Schuld/Scham darüber, Kinder Hitlerdeutschlands zu sein. Wohin immer Deutsche nach 1945 reisten, kamen sie mit ‚Hitler' im Gepäck – auch wenn sie ihn nicht eingepackt hatten, die anderen sahen durch sie hindurch auf den Rucksack. Damit mussten sie umgehen lernen. Belastend war vor allem, dass ungewiss war, ob und wann die Fragen, die man sich selbst zu stellen hatte, abklingen würden: Bin ich wirklich schuld? Wird der Blick der anderen auf mich sich je ändern? Wie wird es meinem Land, Deutschland, in Zukunft ergehen? Werden wir jemals wieder Erdenbürger wie die anderen sein? Kann man, wenn man – als Nation – so verhasst ist, jemals wieder ‚beliebt' werden?

Und dann passierte etwas, wobei sich niemand, weder in Deutschland noch im Ausland etwas dachte – worüber aber im Nachhinein viele gestaunt haben: Während der in *Gesamt*deutschland ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft 2006 wurde die Fahne der Bundesrepublik geschwenkt – nicht nur nach deutschen Siegen. Ein gütiges Geschick hat uns davor bewahrt, das Turnier zu gewinnen, und dass unsere Gäste uns bestätigten, gute Gastgeber gewesen zu sein, hat uns gutgetan. Damit nicht genug: In weltweiten Umfragen, wo man am liebsten leben würde, rangiert Deutschland gegenwärtig ganz oben. So wird es allmählich wieder ganz normal, eine Nationalfahne zu haben. Zugleich wird im Rückblick immer besser durchschaubar, dass wir Deutschen auch deshalb bekennende Europäer geworden sind, weil das Deutschsein uns in den vergangenen Jahrzehnten so gründlich abhandengekommen war.

Seit September 2015 ist noch einmal einiges anders: Unsere Geschichte hat seit einem Jahr eine weitere – besonders unerwartete – Wendung genommen, eine Folge der Epoche, während der wir eine geteilte Nation waren, macht sich bemerkbar: dass ‚Hitler' von den Deutschen *nicht einheitlich* verarbeitet worden ist, weder im Vergleich zwischen den beiden Teilstaaten, noch innerhalb der BRD. Bis heute nicht. Während die bayrische Staatsregierung sich als Bollwerk gegen die Flüchtlingsflut begreift, hat München, die bayerische

Landeshauptstadt, sich angesichts des Elends derer, die dem Bürgerkrieg in Syrien entronnen sind, als besonders hilfsbereit erwiesen. Die „Alternative für Deutschland“ ist nicht nur in den neuen Bundesländern erfolgreich. Aber die Intensität der Gewalt, die Radikalität der öffentlichen Äußerungen, die Bitterkeit, mit der der das eigene Verlassensein von der ‚Mutter Staat‘ beklagt wird, sind in den neuen und alten Bundesländern verschieden.

Den meisten von uns scheint es gelungen zu sein, die Heimatgefühle von einem Übermaß an Nationalität befreien und sich einem neuen Begriff von Menschheit zu öffnen. Ein Prozess, der voranschreitet. Dabei hatten/haben die Deutschen des Teilstaates, der seinen Bürgern den Zugang zur Welt niemals verwehrt hat, es offenbar leichter als die des Teilstaates, der eine Mauer brauchte, um sich zu halten. Die Bürger des seit 1989 vereinten Deutschland, die in diesen Monaten durch Dresden marschieren, sich „Pegida“ nennen und „Wir sind das Volk!“ rufen, artikulieren einen Verlust, den sie eben jetzt erleiden – mit Verzögerung: die Klage derer, die mit ihrer Herkunftsheimat offenbar auch ihre Zielheimat verloren haben.

Zum Autor
Prof. Dr. Dietrich Krusche, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person, 2010; Nizza und ich. Erzählung, 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr